

Szczepan TWARDOCH



ROMAN

DEMUT



Szczepan Twardoch

Demut

Roman

Aus dem Polnischen von Olaf Kühl

Über dieses Buch

Eben noch kämpfte Alois Pokora im Weltkrieg. Dann erwacht er im Krankenhaus in Berlin – und die Welt ist eine andere: das Jahr 1918, der Kaiser geflohen, die alte Ordnung zerbricht. Der Bergmannssohn Alois, der Erste in der Familie mit Schulbildung, sehnt sich nach seiner Liebe Agnes – lässt sich aber bald von der soghaften neuen Freiheit erfassen, geistig, revolutionär, auch erotisch. Er gerät in die Berliner Halbwelt, schult für die dubiose «Baronin» eine Kampftruppe, trifft Rosa Luxemburg. Nach einer Schießerei mit Kaisertreuen rund ums Berliner Schloss kann er gerade noch heim ins verwunschene Schlesien flüchten. Wo sich ebenfalls alles verändert hat. Unerwartet muss Alois sich der eigenen Herkunft stellen – und steht endlich Agnes gegenüber. Doch Alois ist zwischen alle Fronten geraten.

Mit weltmalerischer Wucht erzählt Szczepan Twardoch vom Weltkrieg und vom umstürzlerischen Berlin mit seinen Kaputten, Geschlagenen und den feierwütigen Überlebenden, den Umbrüchen, die bald ganz Europa erfassen. «Demut» ist ein gewaltiger Roman über einen Mann im Strudel der Zeit, der zwischen Emanzipation und Selbstzweifel steht und in einer explosiven, ungeheuer freien Epoche seinen Weg sucht.

Vita

Szczepan Twardoch, geboren 1979, ist einer der herausragenden Autoren der Gegenwartsliteratur. Mit «Morphin» (2012) gelang ihm der Durchbruch. Für den Roman «Drach» wurden Twardoch und sein Übersetzer Olaf Kühl 2016 mit dem Brücke Berlin Preis geehrt, 2019 erhielt Twardoch den Samuel-Bogumil-Linde-Preis. Zuletzt erschienen die hochgelobten Romane «Der Boxer» (2018) und «Das schwarze Königreich» (2020). Szczepan Twardoch lebt mit seiner Familie in Pilchowice/Schlesien.

1

Deutschland muss sterben, damit wir leben können

An dein Gesicht denke ich, wenn am schwarzen Himmel, noch tief über dem Horizont, der erste weiße Stern aufblinkt. Die weiche Linie von Kiefer, Wangen, Nase, Mund und Augen. Du, Agnes. Die Geometrie deiner Züge, tief in mein Hirn gebrannt, tiefer als die Gesichter meiner Eltern.

Der Stern des Schrapnells zerfällt in Kaskaden. Kurz darauf hallt von weitem ein Donnern her. «Ist noch nicht so weit, wir warten noch», flüstere ich den Männern zu, die ich liebe, flüstere, als das Donnern verstummt, flüstere zu ihren von Helmen bekuppelten Silhouetten, erkenne kaum ihre Umrisse in dem von Mondlicht übergossenen Graben. Mond, nicht gut, wolkenloser Flandernhimmel, lieber würde ich in der Dunkelheit des Neumonds gehen, doch darüber entscheide nicht ich. Ich entscheide so gut wie gar nichts, kein Mensch bin ich, nur ein kleiner Teil eines großen Organismus, mein Zug in meiner dem Stab zugeordneten Divisionskompanie, die Division in der Armee, die Angriffspfeile auf den Stabskarten, die Front, die langen Versorgungslinien, es gibt mich nur an

dem Ort und in der Funktion dieser Maschinerie, jenseits dieses Ortes und dieser Funktion existiere ich nicht.

An deine Hände, Agnes, denke ich, wenn ich auf die phosphoreszierenden Zeiger der Uhr im Lederetui schaue, die nach militärischer Mode an den Ärmel der Uniformbluse geschnallt ist, es ist drei Uhr siebenundzwanzig. Drei Uhr siebenundzwanzig, dreiundzwanzigster Oktober, Agnes.

Es ist noch nicht so weit. Noch nicht so weit. «Ruhe, Männer», sage ich, und sie verharren reglos, gespannt wie lebende Bögen, die jederzeit losschnellen können. Ich höre, wie dem neben mir knienden Schützen namens Gusinda die Zähne klappern. «Ruhe, Männer, Ruhe.»

Hoch über uns pfeift der Himmel und blitzen gleich darauf neue Sterne und donnern, und ich denke an deine Hände, daran, wie du mir die rechte zum Kuss reichtest, als ich dich das letzte Mal sah, vor sechs Monaten und drei Tagen. Ich hätte nicht geglaubt, dass du mir die Hand reichst, ich stand an der Tür und hatte schon die Handschuhe übergezogen, als du mir deine entgegenstrecktest, hastig streifte ich diese Armeehandschuhe wieder ab, du hieltest mich mit einem einzigen Blick auf, und ich begriff, dass du gar nicht wolltest, dass ich deine Hand ergreife, gar nicht wolltest, dass ich sie an die Lippen führe. Du hobst die Hand nicht hoch, du bist viel kleiner als ich, ich musste mich also bücken, ich faltete die Hände hinter dem Rücken und drückte einen Kuss auf deine Hand, gleich neben den goldenen Ring. Ich roch dein Parfüm, erst damals. Ich weiß, was für ein Duft das ist, du hattest ihn

wenige Monate zuvor von mir bekommen, hast ihn selbst ausgesucht, eine französische Vorkriegsnote, natürlich Caron Narcisse Noir, Bergamotte und Orangenblüte, Zibet und Moschus und Sandelholz, eine Rarität in der Kriegswirtschaft, die meine Finanzen viele Monate lang strapazierte. Jetzt gab ich dir das Heft als Geschenk, ich hatte es in der Tasche eines englischen Leutnants gefunden, der bei unserem Artillerieangriff den Kopf verlor. Ich sprach nicht davon, dass der Kopf des Leutnants, noch immer im flachen Helm, neben seinen Füßen gelegen hatte. Das Heft trug den Titel *Prufrock and Other Observations*, es war von einem mir zuvor unbekanntem Dichter namens Eliot, darin fand ich ein Gedicht mit dem Titel *The Love Song of J. Alfred Prufrock*, das großen Eindruck auf mich machte. Ich wollte diesen Eindruck mit dir teilen. Du nahmst das Büchlein wortlos entgegen. Zogst die Hand nicht sofort zurück, und ich verharrte so, mit den Lippen auf deiner Haut, einem Hauch deiner Parfümdüfte. Durch mehrere offene Türen der Enfilade sah ich deinen Mann im Hausrock und in Pantoffeln, ostentativ im Sessel sitzend und hinter dem *Oberschlesischen Wanderer* verschanzt, er musste uns sehen und so tun, als sähe er uns nicht. Kurz darauf löstest du die Hand von meinen Lippen und strichst mir mit den Fingern übers Haar, so wie man einen zottigen Hund zaust, erst da richtete ich mich auf und sah dich an. Du sahst mich an mit einem Lächeln, in dem Zärtlichkeit und Spott sich mischten, und ich wagte nicht zu gehen, Agnes, und wusste, wenn ich es

tun würde, wenn ich dich aus den Augen verlöre, würde ich dich jetzt für immer verlieren.

Trotz seiner Anwesenheit dort war alles, was sich hinter den Türen deiner Wohnung befand, Abgrund, dunkel, leer. Alles, was ich begehrte, was ich zu begehren wagte, war, dein Gesicht zu sehen. Sterben wollte ich mit dem Blick auf dein Gesicht, Agnes, und du ließest schließlich diese zwei Worte fallen, mit plötzlich scharfer, preußischer Stimme, dem mir nur zu gut vertrauten Unteroffizierston, «Geh jetzt!», und wandtest dich ab, und ich, mit einem Mal aufgeklärt, verstand: Es war geschehen, ich musste jetzt gehen, drehte mich also auch um, öffnete die Tür und trat hinaus in den Abgrund des Treppenhauses, hinaus in die Leere der Straße, in die Dunkelheit einer Welt, die nicht du bist, Agnes, in der es dich nicht gibt.

Eine Welt, in der es dein Gesicht nicht gibt, Agnes, weder deinen Blick noch die raren und kurzen Momente, da du mich für eine Sekunde deine Haut berühren ließest, wie gerade eben.

Eine Welt, in der ich seit vier Jahren genau weiß, was das Ziel meiner Existenz ist, welcher Sache und wem ich diene, zum ersten Mal im Leben, doch bringt es mir nicht mehr so viel Erleichterung und Freude wie einst, ganz zu Anfang des Krieges.

Schwer stieg ich die Treppe hinab, trat langsam aus dem Tor und blieb auf der Straße stehen, gegenüber dem Café Kaiserkrone, ich zog den Handschuh ab und berührte meinen Mund, die Lippen, die vor einem Augenblick deine Hand

geküsst hatten. Ich schaute auf die Uhr und dachte, ich müsse mich von deinem Fluch befreien, Agnes, auch wenn ich damals so gut wie heute weiß, das ist unmöglich. Ich muss mich von dir befreien, Agnes, dabei will ich es gar nicht. Ich ließ die Straßenbahn vorbei, dann ging ich hinüber und setzte mich draußen, im Garten, an ein Tischchen, der Kellner kam sofort herbeigeeilt, als er die Offiziersuniform sah und das Band des Eisernen Kreuzes zweiter Klasse, denn das war damals eine andere Welt, diese sechs Monate zuvor, eine andere Ära, da war noch nicht alles auseinandergeflogen, zumindest in Schlesien spuckten die Leute noch nicht aus beim Anblick einer Offiziersuniform, was mich jetzt eigentlich wundert, denn Grund dazu hatten sie damals genau wie heute. Ich bestellte ein Bier, Brühwurst und ein Viertel Schnaps, so wie mein Vater es getan hätte, vor dem Krieg, bei jenen seltenen Anlässen, bei denen das aushäusige Essen ihm trotz seiner Knausrigkeit vertretbar erschien. Bier, Wurst, ein Viertel Schnaps. Ich aß ohne Appetit, die Wurst war ein abscheulicher Ersatz aus Geschlinge, nach dem Aufschneiden des Darms ergoss sich eine graue Masse auf den Teller, und ich dachte etwas, für das ich erschossen worden wäre, hätte ich es laut gesagt: So sieht unsere kommende Niederlage aus, so die britische Blockade. Niederlage hin oder her, ich aß es, weil ich hungrig war, aß in Gedanken an meinen Vater, trank das Bier und den Schnaps, wenigstens Bier und Schnaps schmeckten noch so, wie sie sollten. Ich versuchte mich zu erinnern, wie oft ich hier vorbeigekommen war, am Café Kaiserkrone. Vor zehn,

fünfzehn Jahren hatten die Gartentische noch an einem Flösschen gestanden, das später zugeschüttet wurde, aber die kleine Allee heißt zur Erinnerung daran weiter die Wilde Klodnitz, Dzika Kłodnica. Ich kam hier vorbei, als ich noch aufs Gymnasium ging, und später, wenn ich Gleiwitz besuchte, immer in Gedanken an dich, Agnes.

Ich erinnere mich, wie wir vor dem Krieg mit meinem Studienfreund Dionizy Braun-Towiański in diesem Garten saßen, du schloßest dich mit einem gewissen Heinrich Gottrop an, der zuvor in das Studentenzimmer bei euch gezogen war, mein altes Zimmer, und dich schon damals anhimmelte, dir aber noch keinen Antrag gemacht hatte. Das muss 1913 gewesen sein, der letzte Herbst vor dem Krieg, später Oktober, aber noch warm, wir aßen zu Mittag, dann saßen wir ganze Nachmittage hier herum, bis zur Dämmerung, tranken Schnaps, waren fröhlich und laut. Die Damen schauten, missbilligend, dass du in lärmiger männlicher Gesellschaft sitzt, selbst trinkst und eine Matrosenbluse und einen Rock im Suffragetten-Stil anhast, etwas, was man sonst auf den provinziellen Gleiwitzer Straßen nicht sah. Das amüsierte uns ebenso wie dich, *épater les bourgeois*. Dionizy stieg betrunken auf den Stuhl und deklamierte auf Französisch Verlaines *Chanson d'automne*, eine empörte Familie mit zwei pummigen Kindern verließ demonstrativ das Lokal. Wir waren glücklich damals, sogar als Gottrop dich nach Hause begleitete und Dionizy mich überreden wollte, ein Bordell aufzusuchen, und sehr enttäuscht war von meinem entschiedenen Nein, mich

daraufhin stehenließ und für den Rest der Nacht verschwand, ich weiß bis heute nicht, wohin.

Das war eine andere Welt, und an dem Tag, an dem ich dich das letzte Mal gesehen habe, vor sechs Monaten und drei Tagen, stand ich, satt gegessen und getrunken, auf, zog die graue Feldbluse straff, steckte mir eine Zigarette an und ging zum Gleiwitzer Bahnhof, um in die wirkliche Welt zurückzufahren, die ganze Zeit donnerten nicht etwa die Geschütze mir im Kopf, nicht die explodierenden Granaten, sondern deine Worte, «Geh jetzt, geh!».

«Geh jetzt», höre ich sogar jetzt, «geh jetzt», ein halbes Jahr, drei Tage und acht Stunden später. «Geh jetzt.»

Jemand berührt mich an der Schulter.

Ich drehe mich um, es ist Kiesel. «Es ist so weit», flüstert er, «es ist so weit.» Sie sind in Gedanken, aber es ist Zeit. Guter, lieber Kiesel.

Die Uhr – drei Uhr dreißig. Es ist Zeit. Ich schaue auf die Zeiger, noch fünfzehn Sekunden, ich fühle, wie meine Innereien sich verkrampfen, plötzlich ein heftiger Druck auf den Schließmuskel, alles da drinnen wird zusammengepresst, als wollte jemand einen Lappen auswringen. Der Sekundenzeiger springt auf die Zwölf, ich drücke die Augen zu. Habe Angst, furchtbare Angst, wie immer vor dem Sturm.

«Los, Männer, los, los, los!»

«Los, los, los», brülle ich flüsternd, leise, wir gehen, Männer, ich höre diesen Befehl aus meinem Mund, als hätte nicht ich

ihn gesprochen. «Los, los, los», sage ich sehr leise, kein Geschrei, keine Pfiffe.

Die Angst raubt mir den Verstand und den Atem, aber wir brechen auf, sie brechen auf, springen über die Randverschalung des Schützengrabens, gebückt, dicht am Boden, vor dem heller werdenden Himmel die Helmkuppen meiner Männer, an jedem rechten Arm, länglich: der Gewehrlauf und der Stiel des Spatens, die wichtigste Grabenwaffe nach der Granate. Sie ziehen in Kolonne los, in den rechten Händen die Granaten, die Stahlkapseln schon abgedreht, auch ich habe die Granate in der Rechten, in der Linken die Pistole, im Herzen und im Bauch die hüpfende Kugel des Grauens, die nicht verschwinden wird, bis wir zurück sind, bis man uns aus den Schützengräben ins Hinterland verlegt, man lässt nicht locker, lässt uns keinen Augenblick normal atmen, gucken, denken, leben.

Wir schreiten an der Spitze der ganzen Kompanie. Das Wetter ist günstig für uns, der Boden nicht zu schlammig, es hat nicht geregnet, wir treten sicher auf, rutschen nicht im Modder aus, waten nicht. Wir gehen. Hinter mir Kiesel mit der Kugelspritze. Hinter Kiesel Mamok, Kubitza und Heinz mit dem Maschinengewehr, meine Stütze. Ich liebe jeden Soldaten meines Zuges, mehr als seinerzeit Brüder und Schwester, und jetzt gehen wir, und ich weiß doch, nicht alle von uns werden zurückkommen. Ich beschleunige den Schritt, schließe auf zur Spitze des Zuges, Kiesel hinter mir, Kubitza und Heinz bleiben zurück.

Ich habe Angst. Wir gehen. Neben uns weitere Züge, unsere ganze Kompanie ist in Bewegung, geduckt, in meiner Nähe ziehen drei gebeugte Silhouetten, bespannt wie Zugpferde, einen kleinen Minenwerfer. Weiter auf dem rechten Flügel die Gardekompanie der Totenkopf-Pioniere, die erst gestern an unseren Abschnitt verlegt worden ist, schreckenerregende, kampferprobte Kerls mit aufgenähten Totenköpfen am rechten Ärmel und Gardelitzen am Kragen, darunter Soldaten, die mit der schrecklichsten Handwaffe bewaffnet sind, die ich an der Front gesehen habe, Schläuchen mit feuerspeienden Lanzen, auf dem Rücken Kanister mit brennbarer Flüssigkeit.

Die ersten Drahtverhaue, auf meinen Befehl geht der Zug in die Hocke, Reich, Bonk und Seifert wissen auch ohne mein Kommando, was zu tun ist, Seifert guckt nur über die Schulter, erheischt meine Zustimmung, ich nicke kurz, sie ziehen die Schere vom Gürtel und zerschneiden das Gestrüpp der stacheligen Rollen, drücken es zur Seite, der Weg ist frei. Plötzlich halte ich alle an. Auf die Knie, zu Boden. Ich suche Kiesel's Augen. Weise ihn wortlos auf den Weg vor uns hin. Er versteht auf Anhieb, ohne ein Wort. Minen? Er überlegt eine Sekunde, nein, keine Minen, schüttelt er den Kopf. Wenn Kiesel das sagt, dann ist es so. Hätte er sich je geirrt, dann wäre er jetzt nicht hier, und er ist schon vier Jahre hier und am Leben. Wenn Kiesel das sagt, dann gibt es keine Minen. Ich gebe ein Zeichen, wir gehen weiter. Und geflüstert: «Los, los, los.»

Wir gehen. Der Himmel zischt wieder, und am dunkelblauen Horizont zerspritzen weitere prächtige, weiße Sterne, wir aber

gehen in ihrem Getöse und schweigen.

Wir gehen im ganzen Bataillon, verstärkt durch die Totenkopf-Kompanie, aber das ist kein richtiger Angriff, keine Offensive.

Seit August befinden wir uns im Rückzug, wir schnappen jetzt nur wie eine zurückweichende Bestie, denn genau das sind wir, Zähne und Klauen einer großen Bestie, eines von französischen, britischen, neuseeländischen, amerikanischen und weiß Gott was für Hunden umzingelten Behemoths. Der umzingelte Behemoth, der deutsche Drache, klappert jetzt gerade mit dem Maul, das ist unser stiller Marsch, doch hinter uns zerfrisst ein furchtbarer Krebs die Eingeweide der Bestie, die Arterien der Eisenbahnlinsen verstopfen, das Blut im Körper transportiert immer weniger Nährstoffe, der Verdauungstrakt zieht sich zusammen, der Organismus, dessen Teil wir sind, fault, und sein Gehirn, unser Gehirn, wird allmählich von einem stillen Wahn ergriffen.

Ich erinnere mich noch, Agnes, an den süßen Geschmack der Frühlingsoffensive, als ich dich vor einem halben Jahr, drei Tagen und acht Stunden im April in Gleiwitz besuchte, das Pionier-Bataillon Nr. 6, in dem ich einen Zug führe, focht schwere Kämpfe bei La Bassée, unsere Kompanie wurde abgelöst, wir bekamen Urlaub, und ich fuhr nach Hause, die Bestie war so satt, wie es nur ging, wir hatten so viel verschlingen können, wie es der Bestie schon lange nicht mehr gelungen war, unsere Front stand schon vor Montdidier, jeder von einer Granate zerrissene, vom Schrapnell getötete, im

Bunker oder Schützengraben verschüttete oder an Grippe verstorbene Kamerad war der lohnende Preis – glaubte ich, dumm, wie ich damals war – dafür, dass unsere Front so weit vorn stand. Damals waren auch wir satt, die kleinen Zellen im großen Leib des Behemoths, denn die Einnahme der englischen Gräben brachte große, schöne Beute, Fleisch aßen wir direkt aus den Büchsen, rosig saftiges Corned Beef, das die Tommys angeblich aus dem fernen Argentinien bezogen, ihre Schiffe beherrschten ja die Weltmeere, und ihr weiches weißes Brot, wir tranken ihren Wein, den Whisky und die Kondensmilch, das schmeckte wahnsinnig gut und erfüllte uns doch mit Bitterkeit beim Gedanken an unsere ausgehungerte Bestie, die vom Welthandel abgeschnitten war.

Ich fuhr also damals zu dir, so satt, wie ein Drache nur sein kann, kehrte dann zurück, später griffen diese ewig satten Angelsachsen uns an, und wir zogen uns bis zur Schelde zurück, und heute gehen wir durch Drahtverhau, zu ihren Gräben, mit einem ganz anderen Geschmack im Mund.

Ich habe Angst. Aber wir gehen, wir sind im Vorkommando. Hinter uns erhellt sich langsam der Himmel, auch wenn es noch weit ist bis zum Sonnenaufgang, unsere Silhouetten werden zu sehen sein, aber wir gehen.

Kiesel tippt mir auf die Schulter. «Warten wir», flüstert mein guter, unfehlbarer Feldwebel Kiesel. Ich gebe ein Zeichen, der Zug kniet erneut nieder, alle im gleichen Augenblick, wie brave Kirchgänger in Pilchowice auf des Pfarrers vertraute Geste. Kiesel zeigt in eine Richtung, ich sehe es, ja, ein britischer

Horchposten, drei flach behelmte Soldaten. Ich gebe Kiesel ein Zeichen, wir kriechen zu ihm, der Zug bleibt auf mein Zeichen zurück. Wir haben Glück, die Aufmerksamkeit der Engländer gilt nicht unserer Richtung, sondern der Bewegung der dritten Kompanie unseres Bataillons, wir nähern uns ihrer Flanke. Kiesel fragt stumm, blickt auf die Granaten. Ich sage nein, ebenso stumm, Kiesel versteht, wir ziehen uns zurück, robbend, zum Zug. So leise flüsternd, wie ich kann, teile ich drei Soldaten ein, Steinmetz, Deventer und Gusinda, sie sind nicht zufrieden, müssen sie auch nicht sein, sie tun, was verlangt wird. Setzen Helme und Gewehre ab, knöpfen Schaufeln und Brotbeutel ab, unter den Achseln die Beutel mit Granaten, nur eine Granate am Gurt behält jeder, sie ziehen die Grabendolche und kriechen auf den englischen Horchposten zu. Ich postiere derweil meinen Zug für den Fall, dass die Jungs es nicht schaffen sollten. Kubitza und Heinz bereiten das leichte Maschinengewehr vor, die Männer bleiben reglos am Boden, bereit, auf meinen Befehl loszustürmen, Granaten zu werfen.

Ich bin ruhig, doch die Eingeweide sind verdreht wie eine Schnur. Ich spüre, wie die Scheiße gegen den Schließmuskel drängt, hätte große Lust, ein Stück wegzukriechen, die Hose aufzuknöpfen, runterzulassen und mich zu erleichtern, aber ich kann nicht. Dennoch bin ich ruhig und denke an dein strahlend helles Gesicht, Agnes, diese Helligkeit, die ich mein halbes siebenundzwanzigjähriges Leben schon als stummer Trabant umkreise, und die erste Hälfte, ohne dich, war noch gar kein Leben. Mein Leben bist du, Agnes.

Durch die Wolle der Uniformbluse ertaste ich das Medaillon, das ich am Hals trage. Nein, nicht von dir habe ich es bekommen, habe es selbst gekauft, schon 1914, bei Ludwig in der Tarnowitzer Straße. Deine sorgsam ausgeschnittene Photographie habe ich hineingetan, habe auch um ein Bündel von deinem Haar gebeten, was du mir lachend verweigert hast. Auch das Photo musste ich mir gegen deinen Willen besorgen, Agnes, ich habe es dir nie gestanden. Und für dieses kleine Geheimnis schäme ich mich mehr als dafür, dass ich dein ausdrückliches Verbot missachtet habe.

Steinmetz, Deventer und Gusinda sind schon beim Horchposten. Ich berühre das Medaillon mit deiner Photographie, die Jungs kriechen, wie sie das immer tun, und plötzlich springen sie auf, stürzen sich von hinten auf die Engländer, packen ihre Helmränder, ziehen daran, reißen Köpfe hoch, legen Gurgeln frei, stechen und schneiden mit den Grabendolchen. Die Engländer schreien, doch was ist ein Schrei, er ertönt und verweht, zerfließt in der dichten Luft, die von keinem Schuss und keinem Granatenknall zerrissen wird.

Die Jungs kommen zurück, Deventer hat es trotz der Eile geschafft, einem toten Engländer die Feldflasche zu entwenden, ich gucke böse, lasse sie ihm aber, danke ihnen still, klopfe ihnen auf die Schultern, Gusinda, meinem Liebling, raufe ich sogar zärtlich das lockig rote Haar. Die Männer legen rasch ihre Ausrüstung an, die Stahlhelme, Heinz und Kubitza packen das MG zusammen, der Zug zieht weiter, wieder hast du mir Glück gebracht, Agnes.

Wir gehen, «Los, los, los», langsam, leise, gebückt, dicht am Boden.

Plötzlich ein Ruck, der Körper reagiert rascher auf das Krachen des Schusses als das Bewusstsein, schon liege ich flach im Dreck, weil vor uns eine Lewis losbellt. Ich erkenne am Krachen, ob es eine Lewis ist, die schießt, oder eine keuchende, mit zunehmender Temperatur Fahrt aufnehmende Vickers oder ein langsam hämmerndes Chauchat oder unsere Nullachtfünfzehn oder noch etwas anderes, es ist wichtig, das zu unterscheiden, wenn man leben will, und ich will leben, denn ich will dich noch sehen, Agnes.

Die Schießerei beginnt, mein Maschinengewehr erwidert das Feuer, ich gebiete Stille, Schießen hat keinen Zweck, die Mannschaft gräbt sich ein, ohne auf den Befehl dazu zu warten, die Schaufeln reißen den lehmigen Boden auf, ich schaue Kiesel an, der verneint, und ich bin auch der Meinung. Wir haben schon zu viel verloren. Wir stürmen nicht. Wir warten auf die Totenköpfe. Ich schicke den kleinen Berliner Gusinda mit der Meldung nach hinten, und wir graben uns liegend ein, ich genauso wie jeder, die Erde unter dem Brustkorb nach vorn, gerade genug, um die Silhouette zu decken, später, wenn die Zeit reicht, wird tiefer gegraben und noch tiefer, dann werden die einzelnen Gruben zu einem Graben verbunden, aber nicht jetzt. Die Lewis schießt ungenau, zu kurz, und bevor sie sich einschießt, werden wir verborgen und unsichtbar sein. «Schneller, Männer, schneller graben», rufe ich nur, damit sie

wissen, dass ich da bin, auf sie aufpasse. Gusinda kommt zurück, der Kompanieführer befiehlt den Sturm.

«Gut, dann stürmen wir eben, aber erst warten wir, bis die Totenköpfe unseren rechten Flügel erreicht haben. Das Feuer hat dich aufgehalten, Gusinda, du verstehst? Deshalb warten wir.»

«Jawohl, Herr Leutnant.»

«Wir sind in den Sturmangriff gegangen, sobald du mit dem Befehl zurück warst, stimmt's?»

«Natürlich, Herr Leutnant.»

«Kiesel, geh nachsehen, ob die Leute gut eingegraben sind.»

Er geht, robbt an unserer Position entlang.

Kiesel ist der wichtigste Mann in meinem Zug, wichtiger sogar als ich, der Führer. Ich gebe die Befehle, Kiesel aber sorgt dafür, dass sie umgesetzt werden, ihm ist es zu verdanken, dass der Zug wie ein geölter Mechanismus funktioniert, er löst Konflikte, er weiß am besten, welcher Mann wo dienen sollte.

Ich liebe ihn, wie alle anderen auch, ihn aber ganz besonders. Die Mannschaft liebe ich, wie ich meine eigenen Kinder lieben würde, wenn ich welche hätte, ihn aber liebe ich, als hätte ich ihn selbst geboren. Er kommt aus Hamburg, seine Mutter ist ledig, die Leute flüstern, sein Vater sei ein französischer Seemann gewesen und Kiesel zum Heer geflohen, weil er Angst vor dem Meer hatte. Im Alter von zwölf Jahren ging er an Bord eines Walfängers, hatte einiges zu ertragen und hasste danach die See mehr als alles andere auf der Welt, deshalb meldete er sich, sobald er siebzehn war, freiwillig zur

Armee, denn nur als Freiwilliger konnte er darauf zählen, dass man ihm die Entscheidung überließ, wo er dienen wollte. Wie er dann zu den schlesischen Pionieren kam, habe ich nicht gefragt. Beim Wehrersatzamt hätten sie ihn zweifellos am liebsten zur Marine geschickt, er aber hatte sich geschworen, das Meer nie wiederzusehen. So diente er seine paar Jahre ab und beschloss, in der Armee zu bleiben, als Kapitulant, als Berufssoldat. Wie er es geschafft hatte, nicht zu dem Übelsten in unserer Armee zu werden, dem stumpfsinnigen preußischen Unteroffizier, dem nur aus Grausamkeit und Dummheit bestehenden Feldwebel, weiß ich nicht, das grenzt an ein Wunder.

Mag sein, dass er früher, als Berufssoldat in Friedenszeiten, so einer gewesen ist und erst der Krieg ihn zum Menschen gemacht, den Menschen aus ihm herausgeholt hat. Ich kannte Kiesel seit gerade mal einem Jahr, ich weiß nicht, wie er früher war. Der Kiesel, den ich kenne, ist jedenfalls ein Mensch. Um Drill oder Uniformvorschriften schert sich bei uns längst niemand mehr, als Schlesisches Pionier-Bataillon Nr. 6 sind wir offiziell keine Sturmtruppe, dennoch tragen alle bei uns Wickelgamaschen statt der hohen Stiefel, denn das ist bequemer. Kiesel sorgt dafür, dass die von den Wehrersatzämtern geschickten neuen Rekruten sich Lederflicken auf Knie und Ellbogen nähen, denn er weiß, eine durchgescheuerte Uniform ist schlimmer als der Regelverstoß. Kiesel achtet darauf, dass sie aufessen, die Läuse ausmerzen, Kiesel nimmt so einen frischen Rekruten sogar in den Arm,

wenn er unter der Decke heult und nach der Mama ruft. Und wenn einer heult vor Angst, das Gewehr wegwirft und weglaufen will, könnte Kiesel ihn melden, und weiß Gott, wie das endet, doch Kiesel hebt stattdessen das Gewehr auf, stellt es ab, führt den Jungen weg, wenn der sich das gefallen lässt, er tröstet ihn, gibt ihm zu essen und zu trinken.

Er sorgt für sie, als wäre er Vater und Mutter gleichzeitig, und so liebe auch ich sie alle. Kiesel weint, wenn sie sterben, und jammert über jene, die neu ankommen, um mit uns zu sterben. Er diktiert ihnen Briefe an die Mütter, Ehefrauen und Mädchen, die dort angeblich auf sie warten, und Kiesels Briefe sind wunderschön, aufrichtig, aber so, dass die Zensur nichts streichen muss, erhebend und dennoch nicht verlogen, reich dazu, denn Kiesel, der deutsche Feldwebel Kiesel, ist ein leidenschaftlicher Leser, liest nicht nur Goethe oder Löns, auch Rilke, den du so magst, Agnes, ich erinnere mich an dieses Bändchen in grünem Leinen, das du selten beiseitelegst. Kiesel würde dir gefallen, Zitate von Rilke schreibt er den Jungs in die Briefe, und die Mütter wundern sich, dass ihr strohdummer blonder Bauernsohn plötzlich Gedichte aus dem Schützengraben schickt.

Kiesel hat auch einen Vornamen, Johann, aber hier ist er Kiesel. Ich sehe gern zu, wie er sich entspannt, wenn wir im Hinterland sind, wie er rasch Schnaps auftreibt, erst für mich, dann für die Mannschaft und am Ende für sich selbst. Ich sehe gern zu, wie sein Gesicht sich rötet über dem gefüllten Teller, am Feuer, wenn er trotz seines Hasses auf die See *De*

Hamborger Veermaster vor sich hin summt, und wenn er das tut, findet einer der Jungs immer ein Akkordeon, und schon spielt und singt Kiesel, mit rotem Gesicht, schnauzbärtig und schön, soweit ein deutscher Unteroffizier denn schön sein kann, singt mit kräftiger Stimme dieses Seemannslied, die Verse auf Plattdeutsch, ich verstehe kein Wort, und dazu noch dieser in unserem Krieg, unseren Schützengräben, unverfroren englische Refrain, «*blow, boys, blow, for Californi-oooo, there is plenty of gold, so I am told, on the banks of Sacramento-oooo*», und die Mannschaft hört zu, isst, wenn es was zu essen gibt, trinkt, wenn es was zu trinken gibt, und empfindet, was niemand begreift, der nicht mit dem Kameraden Suppe aus demselben Kessel gelöffelt, nicht unter zwei Mänteln aneinandergeschmiegt im Graben geschlafen hat, weil es so wärmer ist; der nicht mit ihm gelebt hat und gestorben ist.

So einer ist Kiesel. *There is plenty of gold, so I am told, on the banks of Sacramento*. Jetzt kommt er zu mir zurück, gibt mir mit einem Schulterklopfen zu erkennen, dass alles gut ist. Hätte 1914 ein Feldwebel den Offizier auf die Schulter geklopft ... Die Welt von damals gibt es nicht mehr, und ich bin froh darüber, Agnes, ich weiß nur noch nicht, wie die neue Welt sein soll; aber es wird sie geben, da bin ich sicher.

Wir warten. Ich fürchte ein bisschen, der Kompanieführer könnte zur Sicherheit einen weiteren Sturmbefehl schicken, dann würde ich den Zug sofort hochreißen und so tun müssen, als wäre Gusinda vor einer Sekunde erst eingetroffen. Ich sehe mich um, zum Glück ist kein Meldegänger in Sicht.

Der Himmel hinter uns hell von der aufgehenden Sonne.

Der Himmel vor uns hell von den weißen Sternen der Schrapnelle und über uns schwarzer, tintenblauer Himmel.

Erbarme dich unser, Gott, den es nicht gibt. Gleich werden wir aufbrechen, erbarme dich unser, Herr, erbarme dich meiner, Agnes, meine Herrin, Licht meines Lebens.

Und plötzlich von vorn, von rechts, noch immer im Dunkeln, spritzen Flammen auf, lange, tropfende Feuerzungen, eine nach der anderen, und die Lewis bellt nicht mehr, hinter ihnen melden sich die MGs, die dumpfen Schläge der Granaten, also «Los, los, los, Männer!». Es gibt auf der Welt keine andere Schönheit mehr und kann sie nicht geben, keine Schönheit als den Kampf und die langen Flammenzungen, wenn sie die Haut durch die verbrannte Uniformwolle liebkosen.

«Los, los», schreie ich, schreie jetzt schon, und wir laufen, die Granaten in den Händen, vor uns ist noch immer die kurzatmige Vickers zu hören, und ich höre die Geschosse weich in die Körper meiner Jungs klatschen, so als würde jemand mit feuchten Erdbrocken schmeißen, «In Deckung, in Deckung!». Und wieder am Boden graben wir, graben, zu weit für die Granaten, «Heinz hat was abgekriegt!», brüllt auf Polnisch Kubitza, wir graben uns ein, Kubitza schießt jetzt aus der automatischen Nullachtfünfzehn. Kiesel liegt bei mir, schaut mich fragend an, ich weiß, dass ich entscheiden muss, ich gebe mir noch zehn Sekunden, da spritzt eine weitere Feuerzunge aus dem Werfer der Totenköpfe mit furchtbarem, ohrenbetäubendem Geräusch und ergießt sich in den

englischen Graben, die Vickers verstummt, brennende Silhouetten, Engländer, springen aus dem Graben. Einer läuft in unsere Richtung, eine lebende Fackel, die Arme erhoben, und von diesen Armen lodern Flammen, er ähnelt jetzt einem Feueradler, er läuft, man hört ihn heulen.

Gusinda nimmt das Gewehr von den Schultern, ohne Befehl, lädt durch, legt an. Er will nicht, dass der Engländer leidet. Gusinda ist der beste Schütze der ganzen Kompanie, er wird ihm die Qual verkürzen, selbst um den Preis des Ungehorsams. Doch da legt ihm Kiesel sanft und zärtlich die Hand auf den Gewehrverschluss, er lässt es nicht zu.

«Lass. Soll der Engländer brennen», sagt mein guter, süßer Kiesel, und der kleine Berliner Gusinda schießt nicht. Der Engländer rennt, dann fällt er und brennt noch einen Augenblick, rührt sich nicht mehr.

«Los, los, looooo!»

Wir springen hoch, laufen, der erste Graben, «Granaten!». Wir reißen an den Schnüren, werfen im tausendmal geübten Rhythmus, erst vier, dann vier und noch einmal vier, eine Serie von Schlägen, jetzt Kiesel mit der Kugelspritze ganz vorn, als Erster, kurze Serien, «Los, los, los», die Messer, ich schieße dreimal mit der Pistole auf den Rücken eines fliehenden Engländers, beim vierten Mal treffe ich, er stürzt aufs Gesicht, ich laufe über ihn hinweg, trete ihn in den Schlamm, «Los, los, los, Männer», Granaten, Schläge, kurze Serien, Atem, das Herz hämmert, die Schläfen pulsieren, wo ist Kiesel?

Nach links, zeigt er, gut, «Los, los, los», da läuft ein Engländer mit aufgepflanzttem Bajonett auf mich zu. Ich schieße einmal, zweimal, dreimal, verfehle ihn jedes Mal, ducke mich im letzten Moment weg, ganz in der Nähe die dumpfen Einschläge der Granaten, vereinzelte Schüsse, wir lassen uns zusammen nach unten in den Graben fallen, er drückt mir das Gewehr auf den Hals, will mich würgen, hat vergessen, dass ich eine Pistole habe, ich reiße die Hand mit der Nullachter hoch, setze sie an seine Rippen, drücke ab, will noch einmal schießen, aber die Pistole schießt kein zweites Mal. Ich wälze den zuckenden Engländer von mir, der Kniegelenkverschluss der Pistole steht ab, die Nullacht ist leer, keine Zeit zum Magazinwechsel, ich werfe sie weg und hebe das Gewehr des Engländers, hebe es auf und steche zu, das Bajonett dringt in den Körper ein, schabt an den Rippen, so lasse ich es, es ragt aus dem Körper, wie in die Erde gerammt. Ich hebe die verdreckte, leere Pistole auf, wische, so gut es geht, den Schlamm ab, puste den Lauf frei, wechsle das Magazin, die Nullacht kriegt keine Ladehemmung, keine Angst, ich ziehe die nächste Granate, wo ist die Mannschaft, da ist sie, gut, wo ist Kiesel?

Es wird Tag.

«Kiesel? Kiesel?» Die Mannschaft zeigt hin, wir kehren um, ich gehe nach rechts, Kiesel, da ist er, sitzt unten im Graben, an die Wand gelehnt, und versucht mit einer Hand, die Stümpfe beider Beine zu umfassen, die es ihm abgerissen hat, eins, denn das andere hängt noch, nur an der Haut. «Mine?», frage ich jemanden. «Sprengfalle?»

Kiesel sagt nichts, Augen und Mund weit aufgerissen, ganz weiß das Gesicht, vom Schnurrbart läuft ihm ein Faden Blut, als hätte jemand den Hahn aufgedreht, die Uniform von Splittern durchlöchert, mein guter, kleiner Kiesel, Hamburger, der die See hasste. Die Mannschaft steht da und schweigt, ich weiß, dass wir hier nicht so stehen können, weiß auch, dass es sinnlos ist, ihn in die Etappe zu bringen in diesem Zustand. Ich lasse mir Deckung geben, Posten, knie bei Kiesel nieder, ziehe den Flachmann, setze ihn an seine Lippen, sage nichts, Kiesel trinkt.

«Deutschland muss sterben», sagt Kiesel mit schwacher Stimme.

«Was?», frage ich. Ich verstehe nicht.

«Deutschland muss sterben, damit wir leben können», wiederholt er.

Aus den Oberschenkelstümpfen spritzt das Blut, am Ende versiegt es sehr rasch, und es gibt keinen Kiesel mehr, doch der Sturm wartet nicht auf uns. Deutschland muss sterben, damit wir leben können. Um zu leben, muss Deutschland uns fressen, unsere Leiber, uns auffressen und in den Schlamm der Gräben scheißen. Solange Deutschland lebt, werden wir weiter sterben.

Deutschland muss sterben, muss untergehen, von der Erde getilgt werden. Plötzlich begreife ich das. Ich begreife und vergesse es sofort, denn ich sollte, ich kann nicht länger daran denken. Ich darf nicht.

Ich hebe die Kugelspritze. «Los, Männer. Los.» Die Mannschaft weint. Die Tränen graben helle Spuren in die verdreckten Gesichter im Schatten der Helme, alte Kerle rotzen

sich die hängenden, tabakgelben Schnauzbärte voll, die Mannschaft beweint ihren guten Vater und ihre gute Mutter, Kiesel, doch wir müssen weiter, «Los, los», da stößt ein Meldegänger von der Kompanie zu uns, «Rückzug», wir gehen zurück, es gibt Gefangene, «Zurück, zurück, Leute», nur Kiesel geht nicht mehr zurück, auch Heinz, Schubert, Gorgoń und Pisula nicht.

Wir ziehen uns durch unseren Gang im Drahtverhau zurück, im Laufschrift, schnell, geduckt, etwas weiter sind andere Züge im Rückzug, die Helme in Tarnfarbe gestrichen, es geht zurück, da pfeift der Himmel, ganz anders als unsere Schrapnelle hoch über den Köpfen pfeifen, ein Pfiff, ich werfe mich zu Boden, und noch bevor ich ihn berühre, spüre ich einen Schlag, als hätte jemand mit einem Fünf-Kilo-Bergmannshammer gegen meinen Stahlhelm gedonnert, und spüre nichts mehr, da ist nur noch Finsternis.

Und in der Finsternis, Agnes, leuchten dein Gesicht und dein spöttisches Lächeln, und deine Worte klingen.

«Geh jetzt, Alois. Geh.»

Komm, Lojzik, wir gehen

Im Dunkel dieser Augenblick, da ich dich das erste Mal sehe.

Du stehst an dem großen Fenster im Kinderzimmer, mit der Hüfte ans Fensterbrett gelehnt, das Profil zu mir gewandt. Du liest einen Brief. Trägst ein weiß-blaues Kleid mit spitzengesäumtem Ausschnitt, bauschigen ellbogenlangen Ärmeln, einem hohen, den Hals säumenden Spitzenkragen, sehr eng in der Taille, um sich unten dezent zu weiten, zu den blauen Schnallenschuhen. Die Sonne hat sich schon fast hinter dem Dach des Hauses auf der anderen Straßenseite versteckt, du stehst im flammend roten Licht, und ich erstarre, versteinere wortlos mit meinem Pappkoffer, der Gymnasiastenmütze, in meinem einzigen, an Ellbogen und Knien schon arg abgewetzten Anzug. Es ist das Jahr 1906, ich bin fünfzehn und erwarte mir nichts Gutes von der Welt und vom Leben, ich habe dazu keinen Grund.

Du zähltest neunzehn Jahre, und deine Schönheit, Agnes, war schon damals, vor zwölf Jahren, zur Gänze erblüht und weiblich. Das kastanienbraune Haar nach damaliger Mode in prächtige Wellen gelegt und im Nacken mit einer blauen

Spange verbunden, die vollen Lippen, großen Augen, die makellos weiße Haut, auf den entblößten Unterarmen Konstellationen von Leberflecken und zarte, durchsichtige Härchen.

Deine Schönheit – aufgeblüht und weiblich, Agnes; aber das Wort «Schönheit» passte nicht zu dir.

Du bist ja nicht groß, schon damals war ich etwas größer als du, jetzt einen ganzen Kopf. Wäre ich nicht größer als du, dann hätte mich vielleicht das Schrapnell verfehlt, dessen Schlag mich in die Dunkelheit gesperrt hat.

Stattdessen hat es mich getroffen.

Nein, nichts Hässliches ist an dir, nur dass deine fraglose Ansehnlichkeit sich nicht zu Schönheit zusammenfügt. Du warst und bist weiterhin ein hübsches Mädchen mit vollen Hüften, schmaler Taille und recht stattlichem Busen, nicht mehr wusste ich damals, vor zwölf Jahren, von dir, Agnes, und war dennoch sprachlos. Ich wusste nichts davon, was dich zu dir macht, zur Sonne meines Lebens, zu seinem Zentrum, der Achse meiner Welt, doch etwas muss ich damals schon geahnt haben.

Vielleicht kommt mir das nur heute so vor, vielleicht hätte mich Fünfzehnjährigen damals jedes neunzehnjährige Fräulein in solch einen Zustand versetzt? Ich war Mädchen noch fast gar nicht begegnet, ging an ihnen vorbei, unsichtbar, auf der Straße, mehr nicht.

«Agnes, das ist der Junge, von dem ich gesprochen habe», sagte Herr Gustaw Novack, dein Vater, in diesem seinem

makellosen, raffinierten Deutsch, das er nur vergisst, wenn er sich betrinkt, dann hört man plötzlich den Berliner bei ihm heraus, er ist ja in der Hauptstadt aufgewachsen, obwohl du schon in Gleiwitz geboren bist, was ich damals, 1906, auch noch nicht wusste.

Keineswegs hobst du sofort den Blick von dem Brief und gabst so deutlich zu verstehen, was du für wichtiger hieltest. Ich wusste damals noch nicht, dass du das absichtlich tatest. Dass du immer weißt, was du tust, die Bedeutung jeder deiner Gesten und jedes Wortes kennst, sowohl für dich selbst als auch für den, der dich ansieht und dir zuhört, Agnes, ich dagegen weiß gar nichts, mir kam es damals so vor, als hätte ich keine meiner Extremitäten unter Kontrolle. Und sogar heute, jetzt, bevor das Schrapnell auf meinen Stahlhelm geschlagen ist, sogar jetzt in der Offiziersuniform habe ich es nie verstanden, mich stilvoll an einen Kaffeehaustisch zu setzen, mit jener Grazie, mit der andere Offiziere sich setzen, die aus dem alten Korps, aus den alten Familien, die mit dem «von» im Namen. Sie scheinen sich ihres Körpers, ihrer Stimme immer absolut bewusst zu sein; die meine bricht, wenn sie nicht soll, ich spreche zu leise oder zu laut und habe immer den Eindruck, ich redete Unsinn, und wenn ich am Tisch ein Bein über das andere schlage, dann sieht das jedes Mal dumm aus, und ich nehme es sofort wieder herunter, was ebenso dumm wirkt. Deshalb halte ich mich lieber bei der Mannschaft auf, was natürlich sehr schlecht ankommt, bei der Mannschaft fühle ich mich ebenso fehl am Platze, denn schließlich ist im Krieg kein Graben tiefer